

Irritation ist das, was das „Hühnerdenkmal“ von Therese Frühling bei der ersten Begegnung auslösen mag, vielleicht sogar Provokation. Therese Frühling bedient auf der formalen Ebene ein Sujet, dem untrennbar eine unantastbare, „heilige“ Aura großer Gefühle und unaufgebarter Werte anhaftet: das Denkmal. Aber zugleich füllt sie dieses ehrwürdige Sujet mit einem Inhalt, der in der ersten Annäherung ein Symbol des Banalen, des Nichtigen, ja geradezu Lächerlichen ist: ein Huhn.

Aufgabe eines Denkmals ist es, das Erinnerungswürdige präsent zu halten für Gegenwart und Zukunft: das, was nicht dem Vergessen anheim fallen darf, was bleibenden Wert hat, was auch dem Heute und Morgen noch Orientierung und Sinn verleihen kann und muss. Es erinnert daran, dass der Mensch nicht nur Verantwortung trägt für Gegenwart und Zukunft, also für Zeitgenossen und Nachkommen, sondern auch Verantwortung gegenüber der eigenen Geschichte und ihrem Erbe, von dem er lebt, auf dem er aufbaut.

Es gibt freilich Denkmäler, die unserer Gegenwart nichts mehr zu sagen haben und nur noch aufgrund einer inhaltsleer gewordenen, unreflektierten Pietät erhalten werden – zumindest solange sie ohnehin nicht im Wege stehen. Es gibt auch Denkmäler, die lügen, die etwas erinnern, was es in Wahrheit so nie gegeben hat, und die nur einen mehr oder weniger bewusst und zumeist aus fragwürdigen politischen Motiven konstruierten Mythos zu erhalten versuchen; sie stürzen zurecht, wenn der Mythos endlich als Lüge enttarnt wird. Es gibt daneben auch Denkmäler, die einfach an Gutes und Schönes erinnern, an das, was unser Leben lebenswert und lustvoll macht; die sind in der Regel unproblematisch und erfüllen eher dekorative Zwecke in unseren öffentlichen Räumen. Es gibt aber im Gegensatz dazu auch Denkmäler, die letztlich unangenehm berühren, die unangenehm berühren *müssen*, um ihre Aufgabe zu erfüllen: Denkmäler, die an Wahrheiten erinnern, die zu vergessen lebensgefährlich sein kann – für Einzelne oder für ganze Gesellschaften und Kulturen – und die insofern lebensnotwendig sind.

Ich denke hier etwa an Denkmäler, die an die Opfer von Krieg, Gewalt und Menschenverachtung erinnern. Nicht die Mausoleen nationaler Heldenverehrung meine ich jetzt; die erinnern in vielen Fällen nur halbe Wahrheiten und insofern auch zumindest halbe Lügen: Heldentum, aber nicht die daran Zerbrochenen; mutige Großtaten, aber nicht deren Opfer; glanzvolle Sieger, aber nicht jene, die den schnöden Preis für deren Siege zu zahlen hatten. Nein, wenn ich etwa Kriegerdenkmäler für sinnvoll und sogar notwendig erachte, dann solche, die nichts idealisieren, hochstilisieren und verherrlichen wollen, sondern Mahnmale, die warnen und anklagen, die unangenehme, aber lebensnotwendige Fragen stellen und die uns mit ihrer störenden Erinnerung in den oft allzu unreflektierten, ausgetretenen Weg unserer alltäglichen Lebenspraxis treten.

Es gibt einen verhängnisvollen Umgang mit solcherart unangenehmen, aber lebensnotwendigen Erinnerungen: die Ästhetisierung. Gerade das Christentum muss/müsste um diese Problematik wissen! Das Erinnerungsmal des Christentums ist der gekreuzigte Christus. Und gerade die Geschichte des Kruzifixes zeigt, wie schwer sich unsere Religion immer mit diesem zentralen Denkmal getan hat: In den ersten Jahrhunderten n. Chr. fehlen Kreuzesdarstellungen praktisch überhaupt; möglicherweise hielt man diese Form der Erinnerung einfach für unerträglich; möglicherweise scheute man sich auch davor, diese Erinnerung einer nicht-christlichen Umwelt gegenüber der Lächerlichkeit preiszugeben. (Tatsächlich ist eine der ältesten Kreuzesdarstellungen der Kunstgeschichte ein Produkt des Spottes: Sie zeigt einen gekreuzigten Menschenkörper mit dem Kopf eines Esels.) Die ältesten christlichen Kreuzesdarstellungen sind dagegen erst aus dem 6. Jahrhundert erhalten – und sie beginnen bereits mit einer Ästhetisierung des eigentlich Grauens, das da erinnert wird: Die ältesten christlichen Kruzifixe zeigen den Gekreuzigten als strahlenden Triumphator über den Tod und das Kreuz nicht als Marter- und Schandpfahl, sondern eher als Thron. Wir haben uns bis heute so sehr an die Ästhetisierung des Kreuzes gewöhnt, dass es zum ornamentalen Versatzstück einer religiösen Le-

bensweise geworden ist – und oft nicht einmal mehr das: ein Schmuckgegenstand zur Verschönerung von Dekolletés, Wohnräumen oder besonderen Landschaftspunkten.

Das Christentum kennt noch einen anderen Umgang mit seiner eigenen Wahrheit und Geschichte: Das Symbol bzw. die Parabel. Realität wird nicht direkt, sondern mit Hilfe von Gleichnisbildern dargestellt. Die Geschichte und Gestalt des gekreuzigten Christus findet sich z.B. wieder im Symbol des Samenkorns, das in die Erde fällt und stirbt, damit es fruchtbar werden kann; oder im ähnlichen Symbol des Getreidekorns, das zermahlen werden muss, damit es im Brot zur Nahrung für viele werden kann; oder im Symbol der Traube, die gekeltert, also ausgepresst und insofern zerstört werden muss, damit Wein, also ein Quell von Freude und Lebenslust, daraus werden kann; und es gibt schließlich das Symbol des Opferlammes, das geschlachtet und gegessen wird zum Zeichen der Versöhnung und eines neuen Bundes.

Diesen Symbolen ist dasselbe widerfahren wie den Kreuzesdarstellungen: Ästhetisierung. Unsere Messhostien erinnern kaum noch daran, dass hier zermahlene Brotgetreide verarbeitet ist; unsere Messweine wurden zu Kultgetränken hochentwickelt, denen gerade unser postmodernes, wellness- bzw. spaßorientiertes Lifestyle-Bürgertum wieder viel abgewinnen kann; die blutige Realität des Opfer- bzw. Osterlammes verliert sich in kuschelweichem Lämmlein-Kitsch oder wird von Tierschutz-Debatten überlagert, ob die Praxis des Schächtens nun human bzw. tiergerecht sei oder nicht. Wir halten unmittelbar vor dem eucharistischen Mahl eine weiße Hostie in die Höhe und sagen im Rahmen dieses absolut unblutigen und oftmals auch blutleeren Rituals „Lamm Gottes“ dazu. Um uns die eigentliche Wahrheit dieses Erinnerungsmahles zu vergegenwärtigen, denke ich mir aber oft, dass wir statt „Lamm Gottes“ vielleicht eher „Du arme Sau“ sagen sollten – zumindest solange, bis auch das seine provokant-irritierende Kraft verloren hätte und der ästhetisierenden Verharmlosung anheim gefallen wäre.

In Therese Frühlings „Hühnerdenkmal“ lese ich ein ähnlich provokant-irritierendes Anliegen. Als Theologe finde ich einen Zugang zu ihrem Kunstwerk zunächst auf diesem Wege: Wer in den vergangenen Wochen vielleicht den Film „We feed the world“ gesehen hat, findet diesen Zugang wohl nicht allzu weit hergeholt: das Huhn als zur Massenware degradiertes Schlachtvieh, dem in unseren hochtechnisierten Fleischfabriken auch noch die letzte Würde als Lebewesen und Geschöpf geraubt wird. Es wird dadurch zu einer weiteren möglichen Parabel auf Christus, der am Kreuz der Letzte unter den Menschen und seiner letzten Menschenwürde beraubt wurde.

Aber damit nicht genug: Die Tatsache, dass Therese Frühling hier ein Tier gewählt hat, das so überhaupt nichts Edles, Starkes, Schönes, Intelligentes, Eigenständiges oder sonst wie Beeindruckendes aufzuweisen hat und das eher mit Eigenschaften wie Lächerlichkeit, Banalität und geringem Wert verknüpft wird – gerade diese Tatsache stellt ihr „Hühnerdenkmal“ in einen Zusammenhang, den die grandiosen Kreuzesdarstellungen unserer Kunstgeschichte oft vergessen lassen: dass der Kreuzestod Christi eigentlich nichts Heldenhaftes an sich trägt, sondern dass er *in den Augen dieser Welt* tatsächlich das war und bis heute herauf sein muss, was Paulus in seinem 1. Korintherbrief als „Torheit“ bezeichnet – wir könnten auch sagen: eine Lächerlichkeit. Aber gerade auf ein Denkmal erhoben wird die vermeintliche Lächerlichkeit eine lebensnotwendige Erinnerung und eine provokante Anfrage an unsere tatsächlichen Wertmaßstäbe und -urteile und an unseren eigenen Respekt vor dem Leben Anderer und seiner Würde. Amen.

Dr. Markus Schlagnitweit